



In der großen Mittelhalle des Berliner Museums für Naturkunde spielt sich im Augenblick eine amüsante zoologische Riesengeschichte ab. Diese Halle, die man auf die größten bekannten Tierdimensionen eingerichtet zu haben glaubte, diente ihrem ursprünglichen Hauptzweck nach der Aufstellung gigantischer Walfischskelette. Dann wurde von Amerika der Abguß eines jener vorweltlichen Brontosauriergerippe, des Diplodokus, geschenkt, der unvorhergesehene Fall eines Landwirbeltieres mit Walfischmaßen. Die Walfische mußten zusammenrücken oder weichen, und der neue Riese als bevorzugte Attraktion bekam die eine ganze Seite des Lichthofs eingeräumt. Im Moment, da das erledigt schien, beginnen jetzt Zweifel, ob die Amerikaner das seltsame Reptil korrekt zusammengesetzt haben. Man will es mit reptilhaftem Walschelgang (statt auf steilen Stelzen) und mit schwanenbust aufgebogenem Halse haben. Gleichzeitig aber finden sich neue Saurierknochen verwandter Art in der Halle ein, die diesmal als Originale aus unserm deutschen Ostafrika stammen. Ein Schenkel ist so ungeheuer, daß man sich auf ganze Skelette gefaßt machen muß, die das amerikanische Exemplar nahezu noch einmal ums Doppelte überbieten. Die neue Fundstätte verspricht dabei ebenfalls eine echte Katakombe mit ganzen Gerippen. Dann wird der Museumsaal in der Länge nicht mehr ausreichen. Mit so etwas konnte kein Zoologe, der den Baumeister beriet, rechnen. Die Extravaganzen vorweltlicher Natur scheinen im geraden Verhältnis zu wachsen mit dem Ansteigen der Grundpreise für jeden Quadratmeter Bodenfläche mehr auf diesem teuern Berliner Pflaster.

Inzwischen ist in dem gleichen Saal neben dem Diplodokus aber ein gewaltiger Glastafel erschienen, der eine neue Riesentrophäe birgt, keine urweltliche und

deshalb immerhin eine in ihren Dimensionen bescheidenere, aber darum nicht minder eine unvergleichlich interessante. Neben das wiedererstandene Knochengerüst des Vorweltlers stellt sich die vollkommene Stopfhaut, meisterhaft präpariert bis zur äußersten Lebenswahrheit, eines Geschöpfes von heute, das man in resignierter Stunde auch schon endgültig zu den Toten, den Ausgestorbenen hatte werfen wollen.

Die „Urwelt“ ist ja in Wahrheit kein Ding, das bloß Jahrtausende fern von uns im Blauen schwebt. Sie geht mit ihrer Senfe mitten durch unsre Zeit. Tiere, die eben noch zur Zoologie, der Lehre von den lebenden Tiergestalten, gehörten, fallen über Nacht der Paläontologie, der Wissenschaft vom ausgestorbenen Tiervolk, zu. Auf unserm Planeten haust nämlich gegenwärtig ein höchst bedenkliches Geschöpf, das seit einiger Zeit einen besonderen Beruf daraus macht, diese Grenzen der naturgeschichtlichen Disziplinen zu verschieben, indem es Tier um Tier über jene historische Linie abschiebt. Mit einer bewundernswerten Energie (dieses Geschöpf ist ja gewohnt, sich beständig selbst zu loben, seit es die Sprache erfunden hat) knallt es Tierart um Tierart bis auf den letzten Kopf herunter, teils zu ganz kleinen Augenblickszwecken, teils zum höheren oder auch niederen Amusement, besonders letzterem. Nun ist es leider dem Naturforscher doch nicht ganz einerlei, in welcher Rubrik er seine Objekte hat, ob noch bei den lebendig-zoologischen oder schon bei den paläontologisch-abgelebten. Wenn ein solches „Objekt“ im Freien glücklich bis auf den letzten Kopf abgeschossen und auch in den zoologischen Gärten eingegangen ist, so bleiben uns Häute, Skelette und andre anatomische Präparate, Bilder und Lebensschilderungen historischer Natur. Nun wollen wir aber ein Wort wagen,

das keineswegs besonders kühn ist: alle vor einer kurzen Spanne von Jahren ausgestopften Tierhäute sind Monstra, Gespenster, Fragen, nicht wahre Dauerbilder der betreffenden Tiere. Und alle älteren Tierzeichnungen und Tierbeschreibungen sind im Durchschnitt unzulänglich, ja falsch. Das ist deswegen nicht kühn, weil unsre Tierkunde mit ganz neuen Einstellungen zu sehen beginnt, sozusagen vollkommen neue Augen mitbringt. Wer aber in diesem Sinne nicht sehen konnte, konnte auch in unserm Sinne nicht zeichnen, nicht schildern, und wer nicht zeichnen konnte, konnte auch nicht ausgestopfen. Erfolg ist, daß wir selbst über noch lebende Tiere, die uns vorläufig und zufällig bloß in Museumsobjekten vorliegen, Streit haben fast wie über die wahre Gestalt jenes Diplodokus. Was aber in den letzten paar Jahrhunderten, über die unsre Museen zur Not zurückgehen, wirklich schon ausgestorben ist, davon haben wir in so und so viel Fällen nur noch Schatten und Fragen, ausgestopfte Schaukelpferde statt Quaggas und Ähnliches. Eine zoologisch so unerlässliche Kunst wie die Photographie gab es ja früher überhaupt noch nicht. Im Leben untergehen, das heißt zum Sport niedergeknallt werden, hieß in diesem Falle also leider nicht „unsterblich im Gefange leben“, denn auch der beste Sänger kann aus Schaukelpferden und Jägerlatein zuletzt kein wahres Leben mehr zaubern.

Auf der Rippe dieser fatalen Versenkung stand nun seit einer Reihe von Jahren auch eines der größten und auffälligsten Säugetiere unsrer Erde: nämlich das riesige, fagenumwobene sogenannte weiße Nashorn Afrikas.

Als die Holländer ihrerzeit das Kapland kolonisierten, fanden sie in dem unfassbar vieltöpfigen Jagdgewimmel da drüben auch zahllose doppelhörnige Nashörner. Unsre europäischen Vorfahren grauen Datums hatten das ja noch bequemer gehabt: sie jagten in der Diluvialzeit gerade solche Doppelhörner bei Weimar und sogar in Rixdorf bei Berlin, also fast neben dem Fleck selbst, wo heute das Berliner Museum für Naturkunde steht. Immerhin war diese Sache schon in des Arminius Tagen ein verschollenes Glück. Längst war damals Afrika in Europa wieder abgetan, wie mit seinen Elefanten, so auch seinen Doppel-

nashörnern. Aber Afrika, das riesige, von Nordkultur bis dahin so wenig gestörte, ragte selbst und seine Steppen wimmelten von den alten Kolossen noch in uraltester Herrlichkeit. Die Buren unterschieden aber sogleich zwei Sorten in ihrem Nashornvorkommen, beide mit Doppelhorn, aber sonst starke Gegensätze. Irgendeine gangbare Jägermarke trennte auf Farben: der Nimrod kannte ein „schwarzes“ und ein „weißes“ Nashorn. Ueber das sogenannte „schwarze“ der älteren Berichte ist kein Zweifel. Wir haben es (in mehreren lokalen Abarten) seit Jahr und Tag allerorten in unsern Museen und öfter auch in unsern Tiergärten. Wenigstens in gewissen Gebieten Afrikas lebt es trotz des regsten Eifers im Niederknallen noch in größerer Zahl. Wir besitzen neuerdings auch famose Photographien von ihm in der Wildstaffage und vorzügliche Lebensschilderungen, beides durch Schillings. Um so legendärer blieb dagegen sein angeblicher Genosse, das „weiße Nashorn“. Die Buren hatten es als den Kolos der Sippe beschrieben. Ein weißer Riese mit ungeheuern Kopf, ungeheuern Hörnern. Jeder echte Jäger mußte einen solchen „weißen Hirsch“ der Steppe (das ganze mittlere und südliche Afrika hat bekanntlich keine echten Hirsche, sehr verwunderlicherweise einmal geschossen haben. Und der Erfolg dieser Liebe war jedenfalls zunächst gründlich. Als die Wissenschaft sich ernstlicher mit der Doppelgestalt des afrikanischen Nashorns zu beschäftigen versuchte, gab es in der Rapsgegend überhaupt kein Stück des weißen Nashorns mehr. Die europäischen Museen hatten sich auch nicht rechtzeitig verproviantiert. Kein zoologischer Garten hatte das Ungetüm je bejessen. War es überhaupt nur Legende? Eines aus der Reihe der weißen Steppenrosse, Einhörner, Takelwürmer, die zerfloßen, als der Naturforscher sie aus einem Nebel von Jägerlatein herausfangen wollte? Das ging nun doch nicht an. Aber Afrika, das dunkle, hellte sich auf, allenthalben wie eine von der Sonne eroberte Dämmerlandschaft: nirgendwo auch sonst zeigten sich mehr lebende „Weißhörner“. Mindestens schien es, man müsse mit einem ausgestorbenen Tier rechnen. Es war ein nettes Beispiel, was heraustritt, wenn zuerst die Massenschlächter ein zoologisch überreiches

Land erobern und der Jäger und Heger im Dienste der Forschung erst nachhinkt.

Erst in den letzten Jahren begannen sich dann die Chancen doch wieder etwas zu heben. Die Entdeckung ganz neuer großer Tierarten in Afrika, wie der rasch berühmt gewordenen „Giraffe ohne Giraffenhals“, Ntapi, machte wahrscheinlich, daß es doch zoologisch noch ganz jungfräuliche Gebiete da drinnen geben könne, die auch der Schlächter noch nicht erreicht habe. Von solchen Stellen kam dann zunächst vage Kunde, daß sie auch unser legendäres Nashorn noch beherbergten. Glück und Verdienst einer kleinen deutschen Expedition (Major Roth und Kurt von Donner unter Leitung von Dr. A. Berger) sollte es sein, gerade auf ein solches Asyl zu stoßen. Die drei Leute waren als tüchtige zoologische Sammler ausgezogen und hatten das britische Ostafrika bis zum Albertsee durchquert, überall gute Museumsbeute und ganz besonders vorzügliche photographische Aufnahmen nach dem Leben machend. Krone der Fahrt bildete aber das Nashornasyl. Wie bekannt, ist der Albertsee die entscheidende geographische Wende, von wo der tropische Nil konsequent nordwärts abzufließen beginnt. Nahe dem ersten Nilstüd dort, schon auf Terrain des KongoStaats, in der sogenannten Ladoenklave, ist der zoologisch geweihte Fleck. Freilich nur mehr der Schatten eines echten Tierasyls. Rücksichtslos wüten auch dort die gewerbsmäßigen Elefantenjäger schon. Was an Nashörnern noch da ist, genießt ebensowenig Schutz und wird niedergeknallt, bloß um der Hörner willen; die Kadaver faulen in der Steppe. Und doch gerade hier noch Kadaver mit der unschätzbaren Haut des „letzten weißen Nashorns“!

Unsre Reisegesellschaft mußte zunächst konstataren, was auch vorher schon behauptet worden war: das berühmte „weiße Nashorn“ war nicht „weiß“. Das andre, das sogenannte schwarze, ist ja auch nicht echt schwarz. Man darf sich nicht nach der Methode älterer Bilderbücher diese beiden Sorten Hornpferde (das Nashorn ist nämlich naturgeschichtlich nur ein verlapptes Urpferd) als regelrechte Schimmel und Rappen denken. Das „schwarze“ hat etwas mehr Braun im Ton, das „weiße“ mehr reines Grau. Mag sein, daß die alte Burenatur-

geschichte, die von groben Jägersleuten gemacht wurde, von hier ausging. Jedenfalls aber liegt in dieser Farbe nicht das Entscheidende. Bergers einheimische Leute charakterisierten weit besser, wenn sie den grauen Riesen „ein Flußpferd mit Hörnern“ nannten. Jeder kennt den ungeheuern Schnauzenteil des Nilpferdes. Das Nilpferd ist ein alter Verwandter der Schweine, also der Pferdelinie, zu der das Nashorn zählt, sehr fern. Aber es besteht äußerlich eine wirkliche gewisse Ähnlichkeit im Schnauzenbau. Wie aus lauter Wülsten ist die enorme Schnauze aufgetürmt. Von dem nilpferdhaften Breitmaul steigen die Wülste in mehreren dicken Etagen bis zum großen Horn an. Trotz dieser grotesken Gesichtsmaske und der außerordentlichen Kopfgröße ist das Gesamttier aber weitaus ornamental wirksamer, sozusagen schöner gebaut als sein kleinerer, spitzschnauziger afrikanischer Vetter. Es hat nicht die Faltenfältel des einhornigen Inders, gleicht ihm aber in einer gewissen harmonischen Durcharbeitung sonst viel mehr. Seine Hörner sind nicht pfahlhafte Klöße, sondern weisen bei aller Länge graziosen Schwung auf. Noch rasender als bei dem andern ist sein Lauf, aber scheuer, wie es ist, verwertet es ihn mehr zur Flucht als zum Angriff. Gänzlich verschmäht es Rinden- und Zweignahrung, es ist ein extremer Gras- und Blätterfresser. Von diesem Kapitaltier galt es also jetzt ein paar Stüd noch für deutsche Museumszwecke zu erlegen. Ein vier Meter langes Prachtexemplar brachte Berger selbst zur Strecke. „Ich kenne kein Jagdfieber“, erzählt er, „aber als ich die Büchse zu diesem Schuß hob, da durchrieselte es mich doch ganz eigen. Eine merkwürdig ernste, wie andächtige Stimmung überkam mich, ich wußte, jetzt stand ich im Begriffe, eines der letzten Exemplare einer dem Untergang geweihten Tierart umzubringen. Und doch: es mußte sein. Ich stand hier als Sammler, der wenigstens für die Wissenschaft ein Stüd retten wollte.“ Auf mehrere Schüsse hin fiel das Tier endlich. Dreißig Leute hatten drei Tage zu tun, bis die zwei bis drei Finger dicke Haut zum Transport präpariert war. In Berlin ist sie dann von kundigster Hand auf Grund der Bergerschen Maße und Photographien wieder naturecht aufgebaut worden, um endlich ihre Dauerstelle neben dem Diplo-

dotus zu finden. Ein zweites, etwas kleineres Exemplar, das Major Roth erlegt hat, ziert das schöne Stuttgarter Museum. Als echte Sammler im guten Sinne haben diese Leute sonst nicht überflüssig abgeschossen.

Gerettet also ein paar Felle im Moment noch für Museen! Das wahre Rettungswerk im Interesse weiterer Tierbeobachtung wäre natürlich erst Schutz für die letzten Ueberlebenden, wo immer sie in Winkeln ihres alten Verbreitungsgebiets noch auftauchen mögen. Wenn große und gefährliche Tiere aus Gegenden verschwinden, wo die engere Kultur-menschheit sich notwendig zusammendrängen und alles für ihre Zwecke verwandeln muß, so ist das zoologisch ein Verlust, aber es läßt sich nicht ändern. Wenn ein Volk in Hungersnot sein Bild ausrottet, so ist das immerhin ein Notstand. Wo

heute aber gerade die afrikanische Tierwelt in ihren wichtigsten Charakterformen verwüstet wird in der Weise, wie sie das Exempel zeigt, da liegt menschlicher Mutwille in einer Form vor, für die es irgendeine Entschuldigung nicht gibt. Mit dem Tier wird unsre Forschung schwer geschädigt. Wir bauen herrliche Institute und Museen, wir rüsten beständig einen Stab bester Beobachter aus. Aber an gewissen Stellen hat unsre Kultur Ähnlichkeit mit einer Verwaltung, die inmitten einer Stadt ein pompöses Post- und Telegraphengebäude errichtet, wimmelnd von geschulten, eifrigen Angestellten — die aber gleichzeitig ruhig zuläßt, daß schon dicht außerhalb der engeren Stadtgrenze alle Telegraphendrähte behaglich durchschnitten und alle Postmöglichkeiten gemächlich demoliert werden. Und das ist die Moral der Geschichte vom weißen Nashorn.

Aphorismen

So mancher ahnt es nicht, wach ein Feind seiner Bestrebungen er ist!

*

Daß er über „diese Sache“ noch sehr viel sagen wird, kündigt mancher so an: „Und nun noch mein letztes Wort!“

*

Ausspruch eines Chemanns: „Doppelt schätz' ich an einer Frau den künstlerischen Sinn, wenn ihr gleichzeitig das künstlerische Talent fehlt.“

*

Gewisse Liebeserklärungen werden nicht eher angehört — bis nicht „das Finanzielle“ geordnet ist.

*

Sehr verübelt wird's manchem, daß er sich nicht dazu entschließt, seiner letzten Hoffnung zu entsagen.

*

Manchmal halten die Leute eine Sache für so unmöglich, daß sie sagen: „Was nicht ist, kann noch werden.“

*

Mit Berühmten möchten viele verkehren — mit Geistvollen nur wenige.

Otto Weiß

Arena

Oktao-Ausgabe

von

Über Land und Meer

Jahrgang 1910|11

Erster Band

UNIV. OF
CALIFORNIA



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt